

JAPAN

Lesebuch IV

Hg. Steffi Richter &
Jaqueline Berndt

J-Culture

konkursbuch Verlag
Claudia Gebrke

Editorische Vorbemerkung



Inhaltsverzeichnis

Was ist *J-Culture*?
Ästhetisierte Japaneseness über Japan als Land/Staat hinaus?
Globalisierte Manga-Kultur?

In Deutschland (und anderen westlichen Ländern) ist einerseits das

Phänomen des coolen *J-Pop* zu beobachten; andererseits wird – als eine

Art Negativfolie eigenen Suchens nach positivem Bezug auf das eigene

Land – von Japan erwartet, *japanisch* zu sein.

Altbekannte Stereotype werden so oft aufs Neue reproduziert,

Normalität im japanischen Alltag bleibt weitgehend ausgeblendet.

Die Essays in diesem Band geben hintergründige Einblicke in diese Phänomene. Sie behandeln *J-Culture* in Japan.

Ergänzt werden die Essays mit Stimmen aus der aktuellen *J-Culture* in Deutschland und hier erstveröffentlichten Zeichnungen junger Manga-Künstlerinnen. Einige von ihnen haben am Manga-Wettbewerb des Kunstforums Halle/Saale teilgenommen, der im Begleitprogramm der Ausstellung *BIG IN JAPAN. Manga vom der Hochkultur zur Popkultur* ausgeschrieben wurde.

Vielen Dank an alle Autoren, Autorinnen und Künstlerinnen!

- Anja Hopf, *J-Pop* S. 9
Bettina Gildenhard, *J-Literatur* S. 32
Jacqueline Berndt, Zeichentrick-Japanisch S. 48
Enno Berndt, *J-Society* S. 74
Annette Schad-Seifert, *J-Untersicht* S. 86
Jana Kirchberger, Gothic Made in Japan S. 106
Steffi Richter, *J-Culture* S. 110
Sabine Frühstück, *J-Militarierung: „Go, Go, Peace!“* S. 139
Wolfram Manzenteiter, Fußball und die Konstruktion von *J-Land* S. 159
Gudrun Gräwe, Brillen für den Sieg S. 183
Stephan Kohn, Traditionelle japanische Schlager im Zeitalter des *J* S. 204
Peter Pörtner, ZUIHITSU S. 234
Milka Kuraya, Einfühlung in einen Landsmann S. 246
Fusami Ôgi, Koreanische Fernsehserien und japanische Mädchen-Manga S. 258
Marco Pomпili, Pet Architecture S. 292
Eun-Jeung Lee, Doppelte „LOTTE“ S. 308
Andreas Riessland, Wo steht mein Wagen? S. 325
Enno Berndt, Lexus mit *J-Faktor*? S. 349

sowie kurze Beiträge von:

Konrad (S.7), Dorothée (S. 30), Paula (S. 46), Christin (Rues, S.72),
Mario A. (S. 203, 377), Yoko Tawada (S. 230, 376), Ulrich v. Möllendorff (S. 243),
-jEz- (S. 289), Babett (S. 323)

Sabine Frühstück

J-Militarisierung: „Go, Go, Peace!“

Im Jahr 2003 ließ die Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit im japanischen Verteidigungsamt¹ ein neues Rekrutierungsposter in Umlauf bringen, auf dem die Mädchenpopgruppe *Morning Musume* abgebildet war. Angeheuert, um Oberschüler für die Selbstverteidigungsstreitkräfte zu interessieren, „singen“ die leger gekleideten, schicken, jungen Frauen: „Sein Bestes zu geben fühlt sich gut an (in Japanisch) – Go! Go! Peace!“ (in Englisch).²

Wenige Monate später stimmte der Sänger Izumiya Shigeru anlässlich der Vorstellung seiner neuen Maxi-Single die Melodie von „Treten wir den Selbstverteidigungsstreitkräften bei“ an, endete aber statt des ursprünglichen Refrains mit den Worten „Gehen wir in den Irak“.³ Das Lied „Treten wir den Selbstverteidigungsstreitkräften bei“ war ursprünglich von Takada Wataru im Jahr 1969 als sarkastisches Anti-Kriegslied geschrieben und aufgenommen worden. Damals kannte es jedoch kaum jemand, denn vor dem Hintergrund des Vietnamkrieges, den der japanische Staat nur indirekt unterstützte, wurde es vom halbstaatlichen Rundfunksender NHK sofortzensiert. Es ist nicht bekannt, ob sich Izumiya des militärkritischen Tenors des ursprünglichen Liedes bewusst war, signifikant ist jedoch, dass sein Auftritt auf den Vorabend jenes Tages im Januar 2004 fiel, an dem der damalige Direktor des Verteidigungsamtes die Regierungsentscheidung öffentlich bekannt gab, dass japanische Truppen in den Irak entsendet würden. In Samawa sollten Einheiten des japanischen Heeres und der Luftwaffe im Rahmen des „Gesetzes für humanitäre Hilfe und spezielle Maßnahmen im Irak“ (*Iraku jindō fukkō shien tokusohō*) vom Dezember 2003 dazu beitragen, „die Sicherheit des Lebens der irakischen Bevölkerung wiederherzustellen und demokratische politische Institutionen zu errichten“

¹ Im Jahr 2007 wurde dieses Amt zu einem Ministerium aufgewertet: in das „Japan Ministry of Defense“ (*bōeishō*) – ein Akt, der durchaus als symptomatisch für die in diesem Aufsatz beschriebenen Verschiebungen der Bedeutung von Verteidigungs- und Militärfragen in Japan zu sehen ist.

² Das Poster war abgebildet in: „Go! Go! Peace! The SDF wants you“, (in Englisch) *Japan Times*, 9.08.2003. Siehe auch Satō 2005.

³ Diese Episode wurde im Kanegawa-Blog geschildert: <http://cybar.cocolog-nifty.com/ginga/cat17394>, 26.01.2004.

(*Zaidan Hōjin Bōei Kōsaikai*/Securitarian 2004: 10-11).⁴ Dies war ein als historisch zu bezeichnendes Ereignis, denn es handelte sich um die erste Entsendung der Selbstverteidigungsstreitkräfte in eine Kriegszone seit ihrer Gründung im Jahr 1954 und die erste militärische Mission Japans in einer Kriegszone seit dem Asiatisch-Pazifischen Krieg (1931-1945).⁵

Die beiden Momente der Anbiederung zweier Repräsentanten der Populärkultur an das Militär unterstreichen die Bedeutsamkeit des Ereignisses, signalisieren aber auch eine Abwendung von der antimilitaristischen Einstellung, die für die Mehrheit der Bevölkerung, aber auch für die Populärkultur Japans über Jahrzehnte hinweg kennzeichnend gewesen war.⁶ Während das US-amerikanische Militär, die Kaiserliche Marine und mitunter auch die Kaiserliche Armee sowie fiktionale militärische Organisationen durchaus Gegenstand populärkultureller Darstellungen gewesen sind (Asayama 1998), zeigte sich die erwähnte Distanzierung vom Militär in erster Linie darin, dass Vertreter der Populärkultur die Selbstverteidigungsstreitkräfte weitgehend ignoriert haben. Diese Distanzierung stand in radikalem Widerspruch zur Glorifizierung des Militärs während der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts. Zwischen den 1880er und den frühen 1940er Jahren hatte das Militär die gesamte moderne Kultur durchdrungen, von der Wissenschaft bis zu den Künsten, vom Staat bis zum individuellen Körper. Die Nachkriegszeit hingegen hatte mit einer klaren Geste der Distanzierung vom imperialis-

⁴ Konkret beschreibt das Gesetz den Einsatz folgendermaßen: Die Marine stellt nicht mehr als zwei Transportschiffe und zwei Schiffe für Eskortierungszwecke zur Verfügung. Die Luftwaffe stellt nicht mehr als acht Transportflugzeuge und genug Handfeuerwaffen, um die Sicherheit der Truppen sicherzustellen. Das Heer liefert nicht mehr als 600 Soldaten und nicht mehr als 200 Transportfahrzeuge, Handfeuerwaffen, Gewehre und Maschinengewehre sowie rückstoßfreie Gewehre und mobile Antipanzergranaten, die für ihre Sicherheit notwendig sind (*Zaidan Hōjin Bōei Kōsaikai*/Securitarian 2004: 14–15).

⁵ *De facto* legitimiert durch die im Dezember 2003 implementierten Richtlinien für das Gesetz zur Regelung der humanitären und Wiederaufbauhilfe im Irak, sind japanische Soldaten dort vor allem mit der Wiederherstellung der Infrastruktur beschäftigt. Bis zum 31. Mai 2005 haben etwa 3000 Angehörige der Selbstverteidigungsstreitkräfte an friedenserhaltenden Maßnahmen und – seit der ersten internationalen Rettungsaktion in Honduras – etwa 2300 an internationalen Rettungsaktionen nach Naturkatastrophen teilgenommen (Bōeichō 2005: 535–537).

⁶ Im Gegensatz zu den USA, wo das Militär offen bestimmte Hollywood-Produktionen fördert und anderen seine Unterstützung versagt, und im Unterschied zu den meisten europäischen Ländern, vor allem in Deutschland, wo eine antimilitaristische Populärkultur die Etablierung eines antimilitaristischen Bewusstseins in weiten Teilen der Bevölkerung gefördert hat (vgl. Kühne 2000; Maase 2000), spielen die Selbstverteidigungsstreitkräfte in der japanischen Populärkultur kaum eine Rolle. William Tsutsui erinnert zwar daran, dass die Godzilla-Filme eine wohlbekannte Ausnahme von dieser Regel waren, doch ist festzuhalten, dass die Selbstverteidigungsstreitkräfte erst in den letzten Jahren ihre Kasernen geöffnet haben, um das Filmen ebendort zu ermöglichen. In der Hoffnung, Einfluss auf die „friedliebende Darstellung“ der Selbstverteidigungsstreitkräfte nehmen zu können, gewährte man Filmteams beispielsweise Zugang zur Fuji-Heeresschule (Ômori 1998).

tisch-militaristischen Regime ihren Anfang genommen. Die Kaiserliche Armee hatte im Namen der Errichtung eines großjapanischen Reiches gekämpft. Die Selbstverteidigungsstreitkräfte waren ausschließlich an Missionen beteiligt, die mit Krieg nichts zu tun hatten. Sie haben Opfer von Erdbeben und Erdrutschen, von Waldbränden und Flugzeugabstürzen gerettet. Sie halfen Sportplätze zu bauen, sorgten für die Sicherheit bei Großveranstaltungen, bauten zerstörte Infrastruktur wieder auf, und nahmen an friedenserhaltenden Missionen (*kokusai heiwa kyōryoku katsudō*) teil.⁷ Die Kaiserliche Armee verfügte einst über enorme soziale und politische Macht. Die Selbstverteidigungsstreitkräfte brachen radikal mit der Rolle des Militärs in der imperialistischen Ära und wurden unter zivile Kontrolle gestellt. Sie wurden sozial und politisch marginalisiert und zu einem beinahe unsichtbaren und unhörbaren Arm des Staates.

Die Gründe für diese Unsichtbarkeit und Unhörbarkeit reichen von der Verfassungswidrigkeit der Selbstverteidigungsstreitkräfte (Artikel 9 der japanischen Verfassung verbietet die Unterhaltung eines Militärs) über ihren glanzlosen Status als Nachfolgeorganisation der Kaiserlichen Armee und Marine bis hin zu der Tatsache, dass sie seit ihrer Gründung im Jahr 1954 kein einziges Mal an einem bewaffneten Konflikt teilgenommen haben. Die prominente wissenschaftliche Zeitschrift „Militärgeschichte“ (*Gunji shigaku*) veröffentlichte bis zum Jahr 2004 nur eine Handvoll von Artikeln zu den Selbstverteidigungsstreitkräften. Japanische Feministinnen haben erst vor kurzem begonnen, die gewohnheitsmäßig als Widerspruch behauptete Beziehung zwischen Feminismus und Militarismus im Japan der Nachkriegszeit in Frage zu stellen (vgl. Ueno 1998; Shimada Yoshiko 2002; Satô 2004). Im Gespräch mit mir erklärte ein japanischer Soziologe den Mangel an soziologischem Interesse an den Selbstverteidigungsstreitkräften noch im Jahr 2001 damit, dass sie „politisch irrelevant“ seien. Und noch im Jahr 2003 hielt ein japanischer Anthropologe die Selbstverteidigungsstreitkräfte nicht für einen lohnenswerten Forschungsgegenstand, weil sie „kein echtes Militär und daher schwach“ seien.

Seit Japans rapides Wirtschaftswachstum seinen Anfang genommen hat, vor allem aber seit dem Ende des kalten Krieges meinen kritische Beobachter (vgl. Halloran 1994; Hook 1998), dass der prononcierte

⁷ Die Anzahl der friedenserhaltenden Maßnahmen der UN ist im Lauf der vergangenen Jahre enorm gestiegen. Zwischen 1956 und 1989 haben bloß 13 solcher Missionen stattgefunden, seither aber 39, wovon 14 noch im Gange sind (Bōeichō 2005:357–358).

Antimilitarismus der Nachkriegszeit von einer stillen Militarisierung abgelöst wurde, die erst in jüngster Zeit sichtbar und hörbar geworden ist. Unter Militarisierung verstehe ich im Folgenden den schleichenden Prozess, durch den eine Gesellschaft oder Segmente einer Gesellschaft ihre Werte von einer militärischen Institution bezieht, unter ihrem Einfluss steht, von ihr abhängig ist, oder von ihr kontrolliert wird. Die Scheu von Wissenschaftlern, sich mit den Selbstverteidigungsstreitkräften zu beschäftigen, ist aus mehreren Gründen fragwürdig. Der wichtigste ist dabei die Tatsache, dass die Selbstverteidigungsstreitkräfte im Schnittpunkt jener Debatten stehen, die die Grenze zwischen dem Militär und der Zivilgesellschaft in Japan neu zu ziehen begonnen haben.

Die Debatte um die Verfassungsrevision ist nur eine davon. Der heiß umstrittene Einsatz im Irak intensivierte die Diskussion um eine Verfassungsreform, die das Recht auf Selbstverteidigung festschreiben und möglicherweise auch andere Veränderungen bringen würde (vgl. Yoshida 2003; Inoue 1991: 275; *Asahi shinbun* 16.04.2005).⁸ Darüber hinaus hatte er enorme symbolische Bedeutung für die Beziehungen zwischen Militär und Gesellschaft und katapultierte die Selbstverteidigungsstreitkräfte in das Zentrum der öffentlichen Aufmerksamkeit. Angesichts dessen, dass sowohl die Rechte als auch Teile der Linken eine Verfassungsrevision favorisieren, scheint diese heute wahrscheinlicher als zu irgendeinem andern Zeitpunkt in der japanischen Nachkriegsgeschichte (vgl. Hook/McCormack 2001).

Was aber bedeutet es für die 230.000 Soldaten der Selbstverteidigungsstreitkräfte, mitunter ihr Leben im Namen eines Staates zu riskieren, der die Organisation, für die sie arbeiten, für illegal erklärt hat? Wie gehen sie mit diesem fundamentalen Widerspruch um, der eine ganze Reihe weiterer in sich birgt: den Widerspruch zwischen dem zivilen Gewaltverbot, dem militärischen Training und potentiellen Gebot Gewalt auszuüben; das Dilemma einer Organisation zu repräsentieren, die für etwas ausbildet, damit es nicht zur Anwendung kommt, die sich auf etwas vorbereitet, damit es nicht eintritt, und die letztlich ihre Fähigkeiten dadurch beweist, dass sie unnötig bleibt? Was macht Heroismus aus und schließlich: Wie konstituiert sich militärische Maskulinität in einem Mi-

⁸ Laut jüngsten Meinungsumfragen sind die Selbstverteidigungsstreitkräfte das prominenteste Problem im Zusammenhang mit der Verfassung (33,9 Prozent) und stehen an zweiter Stelle nach Umweltfragen (45,2 Prozent). Diese Daten stammen aus einer Meinungsumfrage (Frage 11), die von der *Yomiuri shinbun* im März 2001 unter 3.000 Wahlberechtigten im Alter von zwanzig Jahren und älter aus ganz Japan durchgeführt wurde. 64,9 Prozent davon antworteten in Einzelinterviews (*Naikaku Sōri Daijin Kanbō Kōhō-shitsu* 2001: 510).

litär, das seit seiner Gründung kein einziges Mal an Kampfhandlungen teilgenommen hat?

Auf den folgenden Seiten soll eine Annäherung an diese Kernfragen der heutigen japanischen Soldatenexistenz erfolgen, indem das Spannungsverhältnis analysiert wird zwischen a) der Öffentlichkeits-, Image- und Selbstdarstellungsarbeit der Selbstverteidigungsstreitkräfte, die sich populärkultureller Techniken bedienen, um das oben erwähnte Vakuum militärischer Repräsentation zu füllen, und b) den Bemühungen individueller Soldaten zu einer positiv besetzten, militärisch-maskulinen Identität zu finden.

Ein nettes, anschmiegssames Militär?

Die Selbstverteidigungsstreitkräfte haben die Macht der Populärkultur längst erkannt, auch wenn sich umgekehrt japanische Populärkultur den Selbstverteidigungsstreitkräften nach wie vor nur zögernd annähert und die eingangs erwähnten Beispiele Ausnahmen geblieben sind. Wie andere militärische Organisationen in demokratischen Staaten sind auch die Selbstverteidigungsstreitkräfte in einer Reihe von *public relations*-Kampagnen aktiv. Und wie die Anstrengungen in Sachen Öffentlichkeitsarbeit seitens militärischer Organisationen auf der ganzen Welt sind die der japanischen Selbstverteidigungsstreitkräfte kulturell und historisch spezifisch. Sie sind eng verbunden mit Japans Erfahrung von Militarismus und Krieg sowie mit der gegenwärtigen sozialen, politischen und ökonomischen Rolle des Militärs. Internationale und vor allem die US-amerikanische Kritik an Japan während des Golfkrieges in den Jahren 1990-1991, dass es zwar enorme finanzielle Unterstützung aber keine Soldaten bereitgestellt habe, löste mehrere vehemente Versuche der Selbstdarstellung aus, die die Legitimität und das öffentliche Ansehen der Selbstverteidigungsstreitkräfte verbessern sollten. In der Folge kam es zum radikalsten Wandel in ihrer Öffentlichkeitsarbeit seit Gründung. Hatte man sich in der Zeit des kalten Krieges vor allem darum bemüht nicht negativ aufzufallen, so ging man nun daran, das Image der Selbstverteidigungsstreitkräfte in der Gesellschaft aktiv zu gestalten und zu kontrollieren. Im Jahr 1993 richtete das Verteidigungsamt eine Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit ein, um Offiziere entsprechend auszubilden. Heute befassen sich etwa eintausend Armeeangehörige im Mi-

Sabine Frühstück

nisterium und in eigens eingerichteten Büros in Kasernen in ganz Japan mit Öffentlichkeitsarbeit. Wie die Ideologen des frühen zwanzigsten Jahrhunderts gehen diese Experten in den Selbstverteidigungsstreitkräften davon aus, dass die (für die Nachkriegszeit charakteristische) strikte Trennung zwischen Militär und Zivilgesellschaft obsolet geworden ist. Während aber die einstigen Ideologen versucht hatten, die gesamte Gesellschaft in den Dienst des Militärs zu stellen, bemühen sich die Selbstverteidigungsstreitkräfte heute, populärkulturelle Techniken mit dem Ziel zu adaptieren, ihren Platz in der japanischen Gesellschaft neu zu definieren, bzw. einen solchen überhaupt zu beanspruchen.

Im August 1999 erklärte der Heeresgeneral Azabu Yûsuke*: „Bis vor kurzem versuchten wir mit aller Macht, öffentlich unsichtbar und unhörbar zu sein, um eine negative Berichterstattung in der Presse zu vermeiden. Jetzt zeigen wir alles her! Jetzt sind wir nackt!“⁹ Wahrscheinlich ist es unangebracht, diese Stellungnahme eines Generals für bare Münze zu nehmen. Sie ist vielmehr als Teil der neuen Politik der Öffentlichkeitsarbeits zu sehen, die eine strategische und



aktive Selbstdarstellung zum Ziel hat. Auf Rekrutierungsplakaten sind, wie oben erwähnt, Vertreterinnen der Popmusik und auch sonst vorwiegend Frauen abgebildet. Comics wie „Prinz Pickles: Die Reise in den Frieden“ (*Pikkurusu ôji: Heiwa e no tabi*) schildern die Einsichten eines Prinzen, der letztlich erkennt, dass die Selbstverteidigungsstreitkräfte eine notwendige und nützliche Einrichtung sind (Tomonaga 1991). Eine erste Zeichentrickfilmserie mit dem Titel „Verteidigung 3“ (*Bôei 3*) wurde vom Verteidigungsamt mit dem expliziten Ziel produziert,

⁹ Wenn nicht anders gekennzeichnet, gehören die hier zu Wort kommenden Armeeangehörigen zu den 180 Personen, die die Autorin während ihrer 16-monatigen Feldforschung in Japan in den Jahren 1998-2004 interviewt hat. Die überwiegende Mehrheit unter den Armeeangehörigen sind Heeresangehörige, etwa zwei Drittel sind Offiziere in unterschiedlichsten Stadien ihrer Karriere einschließlich Veteranen, etwa 20 Personen sind Frauen und etwa 10 Personen sind Militärexperten. Viele dieser Männer und Frauen hatten Erfahrungen mit Kasernen in ganz Japan, zum Zeitpunkt der Interviews waren aber alle Armeeangehörigen in Kasernen der Hauptinsel Honshû tätig. Namen, die aus Gründen der Wahrung der Identität geändert wurden, sind mit einem „*“ gekennzeichnet.

Grund- und Mittelschüler für das Militär zu interessieren (vgl. Kubota 2004). In Weißbüchern für Verteidigung, die als Comic abgefasst sind, erklärt ein „Herr Weißbuch“ (*Hakusho-kun*) einer „Frau Zukunft“ (*Mirai-chan*) in einfachen Worten, was es mit den Selbstverteidigungsstreitkräften und Sicherheitsfragen allgemein auf sich hat (Bôeichô 2004). Und der aus Comics und Fernsehen über mehrere Generationen hinweg bekannte Salaryman Kintarô schmückt den Umschlag eines anderen Weißbuches. Dort knurrt er: „Was soll das heißen!? Verteidigung!? Das muss ich auch lesen!!“ Die Illustration auf rosafarbenem Grund erinnert an die Transformation Kintarôs von einem Motorrad-Hooligan zu einem Salaryman-Helden und soll wohl nahe legen, dass ein Beitritt in die Selbstverteidigungsstreitkräfte einen ähnlich radikalen Wandel nach sich zieht (Bôeichô 2001). Darüber hinaus werden Massenveranstaltungen in Kasernen in ganz Japan angeboten, wie Misswahlen, Probefahrten auf Panzern, Kampfsimulationsvorführungen und andere Attraktionen,



die darauf abzielen, möglichst viele Leute anzusprechen und ob all der kinderfreundlichen und unterhaltenden Selbstdarstellung die Militär- und Technologieinteressenten nicht zu vergraulen.¹⁰ Diese höchst unterschiedlichen Formen der Selbstdarstellung sind zunehmend spezifisch auf verschiedene Bevölkerungssegmente abgestimmt: Militärfreaks und andere sympathisierende Gruppen; Männer mit einer Neigung zum Abenteuer und solche, die sich in einer Sackgasse befinden; Männer, Frauen und Kinder, die dem Militär feindselig oder ignorant gegenüberstehen; ambitionierte junge Frauen und Mütter von potentiellen Rekruten; Gebildete und weniger Gebildete; Menschen, deren Meinung dem Militär formbar scheint; und solche, die durch nichts positiv vom Militär zu beeindrucken sind. Allen werden unterschiedliche und mitunter widersprüchliche Informationen über die Aufgaben der Selbstverteidigungsstreitkräfte und den Charakter ihrer Angehörigen signalisiert. Einmal verschleiern sie ihr Gewaltpotential, indem sie sie symbolisch entwaffnen (auf Rekrutierungsplakaten sind keine Waffen zu sehen). Dann wieder kehren sie ihre militärische

pen; Männer mit einer Neigung zum Abenteuer und solche, die sich in einer Sackgasse befinden; Männer, Frauen und Kinder, die dem Militär feindselig oder ignorant gegenüberstehen; ambitionierte junge Frauen und Mütter von potentiellen Rekruten; Gebildete und weniger Gebildete; Menschen, deren Meinung dem Militär formbar scheint; und solche, die durch nichts positiv vom Militär zu beeindrucken sind. Allen werden unterschiedliche und mitunter widersprüchliche Informationen über die Aufgaben der Selbstverteidigungsstreitkräfte und den Charakter ihrer Angehörigen signalisiert. Einmal verschleiern sie ihr Gewaltpotential, indem sie sie symbolisch entwaffnen (auf Rekrutierungsplakaten sind keine Waffen zu sehen). Dann wieder kehren sie ihre militärische

¹⁰ Das Verteidigungsweißbuch (*Heisei 16 nenban manga de yomu bōei bakusho*) ist im Buchhandel erhältlich. Die Videos können aber nur über die Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit im Verteidigungsamt bezogen werden.

Sabine Frühstück

Schlagkraft hervor (bei Showmanövern wird geschossen). Immer wieder deutlich betont wird in diesen Versuchen der Selbstaufwertung, dass die Selbstverteidigungsstreitkräfte für die Sicherheit der Allgemeinheit notwendig sind, dass ihre Angehörigen gewöhnliche Männer und Frauen mit der Fähigkeit zu außergewöhnlichen Taten sind, dass sie sowohl mächtig als auch effizient kontrolliert sind, und dass sie notfalls in der Lage sind, Japan zu verteidigen. Interessanterweise bleibt dieses „Japan“ jedoch ungenannt und wird in der Sprache der Öffentlichkeitsarbeit durch den „Frieden“, den es zu bewahren gilt, oder die „Öffentlichkeit“ („the public“ in Englisch), die zu es zu beschützen gilt, ersetzt. Der Kernslogan des Heeres lautet: „Es gibt [einen] Menschen zu beschützen“ (*Mamoritai hito ga iru; Rikujō jieitai* 1998).

Diese PR-Aktivitäten sind zunächst nach außen gewandt. Sie sollen Anerkennung in der japanischen Zivilgesellschaft schaffen und dabei helfen, das Misstrauen gegenüber dem japanischen Militär in Asien und dem Rest der Welt zu zerstreuen. Sie haben aber auch nach innen gerichtete Funktionen. Unter den Truppen sollen sie Selbstzweifel überwinden helfen, die Entwicklung einer positiven militärischen Identität fördern und die Moral heben. Zugleich verweisen sie auch auf einen tiefer liegenden Widerspruch, der darin besteht, dass Soldaten die Selbstdarstellung des Militärs, die das staatliche Gewaltpotential weitgehend verschweigt, mit dem Kampftraining vereinbaren müssen, das auf das Ausüben und Ertragen von Gewalt ausgerichtet ist.

Die Militarisierung der Maskulinität

Wie verstehen nun Armeeangehörige ihre militärische Maskulinität angesichts eines Militärs, das sie für den Krieg ausbildet, deren eigene Erfahrungen aber ausschließlich auf friedlichen Operationen beruhen, bei denen die Ausübung von Gewalt verboten ist? Bei vielen männlichen Soldaten geht dem Eintritt in die Selbstverteidigungsstreitkräfte eine Niederlage voraus. Eine nicht bestandene Eintrittsprüfung in eine zivile Universität lässt manchem keine andere Wahl, als in die Verteidigungsakademie einzutreten; ein schwacher sozioökonomischer Background verschließt für andere die Tür zu kostspieligen technischen Ausbildungsmöglichkeiten, die sich viele von den Selbstverteidigungsstreitkräften erhoffen; wieder andere führt Unzufriedenheit in der eigenen

Arbeitssituation oder der Mangel an anderen lokalen Arbeitsmöglichkeiten in die Selbstverteidigungsstreitkräfte. Im Versuch diese Umstände und Versagensgefühle von Rekruten ins Positive zu wenden, betreiben die Selbstverteidigungsstreitkräfte eine gewisse Form der Geschlechterpolitik, um Soldaten als „echte Männer“ und Helden einer neuen Art zu konstituieren. Dabei wird keineswegs der kämpfende Soldat privilegiert. Vielmehr kommt eine ganze Bandbreite an Maskulinitätsmodi zum Tragen, die sich an den (weitgehend fiktiven) Figuren des Salaryman, des Soldaten der Kaiserlichen Armee und des US-amerikanischen Soldaten orientieren. Im Bezug auf japanische Armeeangehörige ist daher von Maskulinitäten zu sprechen. Im Winter 1998 äußerte sich Oberst Saitô Hiroyuki* – als Oberkommandierender für Angelegenheiten der Strategieplanung für das gesamte japanische Heer am bisherigen Höhepunkt seiner Karriere – in einem Gespräch mit mir zu Männern und Militär. Gerade zurück vom ersten internationalen Umweltkatastropheneinsatz unter japanischer Beteiligung in Honduras, beschrieb er diesen als außerordentlichen Erfolg, zumal in den Führungsräängen die Vorstellung vorherrsche, dass die Selbstverteidigungsstreitkräfte erst dann international voll anerkannt würden, wenn sie Japans ostasiatischen Nachbarn und früheren Kolonien bewiesen haben, dass sie sich durch positive Aktivitäten im Ausland grundsätzlich von der Kaiserlichen Armee unterscheiden. Nicht zuletzt aufgrund der ambivalenten und mitunter schlichtweg revisionistischen Sicht der japanischen Kriegsgeschichte in der politischen Elite des Landes sind in diesen ehemaligen Kolonien – insbesondere in Korea und China – die brutale Kriegsführung sowie die Kriegsverbrechen und die sexuelle Versklavung vorwiegend asiatischer Mädchen und Frauen durch die Kaiserliche Armee unvergessen. Die Bedeutung des Einsatzes für die Verbesserung der Reputation der Selbstverteidigungsstreitkräfte im Ausland tat Saitô aber mit einer abschätzigen Handbewegung ab und stellte stattdessen fest: „Der Katastrophenschutzeinsatz in Honduras verlief sehr gut und die Presseberichte waren sehr positiv. Aber es gibt da auch eine negative Seite dieses Erfolgs. Die Leute dürfen nicht vergessen, dass wir nicht ein Haufen von Krankenschwestern sind! Wir sind ein Militär!“ Oberst Saitô zufolge steht der Respektabilität, die mittels „feminisierter“ Bilder des Militärs in Medienberichten, in Materialien für die Rekrutierung und für die Öffentlichkeitsarbeit erreicht wird, eher zwiespältig gegenüber. Beruhe sie doch auf falschen Vorstellungen sowohl von den Ausbildungszielen

des Militärs als auch von den Menschen, die den Militärberuf ausüben. Oberst Saitô geht hier von einer quasi natürlichen Disposition von Männern für das Militär aus, in dem er die Angelegenheiten nationaler Verteidigung zu selbstverständlich männlichen Aufgaben erklärt.

Im Gegensatz zu Oberst Saitôs Vorstellung von der quasi logischen Verbindung von Militärischem und Maskulinität sind die Verknüpfungen zwischen diesen beiden Konzepten in Japan wesentlich komplizierter und konfliktbeladener. Militarisierte Maskulinität ist keine eindeutige, stabile Genderfigur, die Armeeangehörige passiv internalisieren. Sie ist vielmehr ständig in Bewegung, kulturell spezifisch und wird unentwegt in Frage gestellt. Darüber hinaus ist militarisierte Maskulinität in Japan von vergangenen und gegenwärtigen, japanischen und nicht-japanischen Militarismen geprägt. Im Unterschied zur verbreiteten Vorstellung, dass Maskulinität von der Konstruktion des Anderen als weiblich abhängt (Goldstein 2001: 251), ist im Folgenden zu zeigen, dass sie zumindest in Japan auf eine ganze Reihe von Genderfiguren und nicht allein auf eine wie auch immer konstruierte Femininität Bezug nimmt. Männer in den Selbstverteidigungsstreitkräften vergleichen sich nicht mit Soldatinnen, sondern mit anderen Männern. Es gibt daher weder eine einfache Polarisierung zwischen einer klar definierbaren Maskulinität auf der einen Seite und einer eben so eindeutig definierten Femininität auf der anderen, noch findet eine reibungslose Identifikation mit nur einer bestimmten Genderfigur statt. In Anlehnung an R. W. Connells (1995) Analyse der „Hierarchie der Maskulinitäten“ vertrete ich hier die Auffassung, dass diese Hierarchie zumindest im Fall der Selbstverteidigungsstreitkräfte höchst instabil ist. Häufige Versetzungen erfordern, besonders von Offizieren, den Wechsel von einer Genderkonfiguration in eine andere – etwa wenn sie von einem Posten im Feld in Kyûshû oder Hokkaidô auf einen Schreibtischposten im Verteidigungsamt in Tôkyô und wieder zurück versetzt werden und im Zuge dieses Transfers bemerkenswerte geographische, kulturelle und lokalsprachliche Barrieren überwinden. Im Zuge solcher Versetzungen werden Form und Position sowohl der individuellen Maskulinität des Soldaten als auch – in oft widersprüchlicher Weise – der Selbstverteidigungsstreitkräfte als Organisation neu geordnet. Einer der mal erstrebenswerten, dann wieder distanzierungswürdigen Maskulinitätsmodi ist der des Salaryman. Die Heroisierung des Salaryman, dem lange als „Firmenkrieger“ gehuldigt worden war, der sich für die Firma aufzuopfern hatte und – in Anlehnung an den Soldaten der Kaiserlichen

Armee, der sich für Kaiser und Nation zu opfern hatte – am Tod durch Überarbeitung starb, begann mit dem Einsetzen der Rezession am Beginn der neunziger Jahre zu verblassen (vgl. Roberson/Suzuki 2002). Von Armeeangehörigen eher gering geschätzt, entgeht denselben nicht, wie sehr sie selbst gewissermaßen die Kehrseite der Salaryman-Medaille verkörpern. Junge Männer, die sich für eine Militärkarriere entschieden hatten, fanden sich mit weitgehend zivilen Tätigkeiten beschäftigt wieder: Katastrophenschutz, Wiederherstellung von Infrastruktur in schwer zugänglichen Gebieten, Hilfe beim Reisanbau, Unterstützung bei sportlichen oder kulturellen Großveranstaltungen. Nur ihre Selbsthéroisierung ermöglicht es, so manche ereignislose und vor allem kampflose militärische Karriere wie eine Reihe von schwer zu überwindenden Hindernissen aussehen zu lassen und den Soldaten das Gefühl zu vermitteln, sie seien unersetzblich, selbstlos und moralisch jedem Zivilisten überlegen. Da ist die Rede von „wirklichen Erfahrungen“ (im Gegensatz zu endlos repetitiven Trainingseinheiten), von „der Angst (bei einem Waldbrandeinsatz) ums Leben zu kommen“, von der „Erleichterung, den (Irak-)Einsatz unbeschadet überstanden zu haben“ und der „Genugtuung, (beim Kôbe-Erdbeben) Menschenleben gerettet zu haben.“ Auf diese Weise schafft auch dieses Militär sich seine Soldaten, wenngleich nicht für Kaiser und Nation, sondern für „die Öffentlichkeit“ und zur „Erhaltung des Friedens.“ Für Gefreite, die überwiegend aus ländlichen und ökonomisch unterprivilegierten Schichten kommen, verkörpert der Salaryman aber auch den normativen Mittelklasselebensstil, der vielen von ihnen allein durch ihren bildungsbedingten und sozioökonomischen Hintergrund versagt bleibt. Nur das Gefühl, ihrem Leben komme ein Hauch von Heroismus, Selbstaufopferung (für die gesamte Gesellschaft), Abenteuer und Aktion zu, bestärkt manche in der Vorstellung einer eigenen, dem Salaryman überlegenen Maskulinität. Auch der Berufsalltag eines Offiziers kommt dem eines Salaryman mitunter recht nahe. Offiziere, die feststellen, dass sie entgegen ihrem Interesse an der Arbeit „im Feld“ und „mit den anderen Männern“ zu viele Bürostunden absolvieren müssen, beschreiben ihre Frustration üblicherweise mit den herablassend geäußerten Worten „zu leben wie ein Salaryman“. Andere wieder sind froh darüber, ihre Arbeit um fünf Uhr

¹¹ Heeresangehörige haben unter der Last der Vergangenheit mehr zu leiden, da allgemein ihre Vorgängerin, die Kaiserliche Armee, sowohl für Kriegsverbrechen als auch letztlich für die Kriegsniederlage verantwortlich gemacht wird.

Sabine Frühstück

verlassen zu können und nicht „wie ein Salaryman bis in die Nachtstunden [ihre] Loyalität zur Firma“ beweisen zu müssen.

Loyalität ist auch ein tragendes Element im Zusammenhang mit einer weiteren Genderfigur, an der sich Angehörige der Selbstverteidigungsstreitkräfte orientieren – der kaiserliche Soldat. Die militärische Administration bemüht sich konsequent darum, den Verdacht zu zerstreuen, es gäbe irgendeine Verbindung, Kontinuität oder Wertschätzung der Kaiserlichen Armee und ihrer Soldaten, mit denen sich Heeresangehörige (mehr als Marine- und Luftwaffenangehörige) mal kritisch, mal nostalgisch auseinandersetzen.¹¹ Heeresangehörige vergleichen zwar ihre Opferbereitschaft bei Rettungsmaßnahmen nach Naturkatastrophen mitunter mit der von Soldaten der Kaiserlichen Armee, die kaiserliche Armee erscheint in den Erzählungen von Heeresangehörigen jedoch viel häufiger als („peinlicher“) Kriegsverursacher und -verlierer, als („bewunderungswürdige“) Kämpfer bis zum letzten Mann, als („undisziplinierte“) Täter in Massakern, vor allem aber als Organisation, die nichts mit den Selbstverteidigungsstreitkräften gemein hat (vgl. Frühstück/Ben-Ari 2002). „Mein Großvater, ein Veteran der Kaiserlichen Armee, war der einzige in meiner Familie, der meinen Berufsentschluss positiv beurteilte; der einzige, der stolz auf mich war“, erinnert sich ein Kadett. „Jedes Mal, wenn ich hinsichtlich des Nanking-Massakers von mangelnder Disziplin der kaiserlichen Truppen spreche, werden die Veteranen zornig“, meint hingegen ein Oberst und vormaliger Leiter der Abteilung für Internationale Zusammenarbeit im Verteidigungsamt. In diesem Schema repräsentiert die Kaiserliche Armee also Angriff, Aggression, Krieg, Zerstörung und Tod. Vor dem Hintergrund der Dämonisierung des Soldaten der Kaiserlichen Armee tritt die Identifizierung mit der Gefahr der Naturkatastrophen, Rettungseinsätzen und anderen Risiken, die zum Allgemeinwohl und zur Rettung von Leben eingegangen werden, positiv hervor.

In den Augen kombattanter Streitkräfte wie beispielsweise dem US-amerikanischen Militär mögen Rettungsmanöver als wenig militärisch und maskulin erscheinen (vgl. Miller/ Moskos 1995). Im Gegensatz dazu sehen vor allem jüngere Armeeangehörige diese jedoch als die Art von Aufgabe, die sie motiviert hat, dem Militär beizutreten. Viele jüngere Soldaten haben sich für die Selbstverteidigungsstreitkräfte entschieden, weil sie sich von der Teilnahme an Rettungsaktionen nach Naturkatastrophen versprochen haben, ihre persönlichen Grenzen

als Menschen und Männer zu testen und zu erweitern.

Im Gegensatz dazu personifiziert der US-amerikanische Soldat – eine weitere Genderfigur, die für die Genderidentität von Armeeangehörigen große Symbolkraft besitzt –, was manche Armeeangehörige für eine wünschenswertere Form des Militärs halten, während andere ihn als permanente demaskulinisierende Bedrohung wahrnehmen. „Der amerikanische Soldat“ ist ein Symbol der japanischen Kriegsniederlage und gleichzeitig der mächtigere Partner in einem bilateralen Sicherheitsabkommen. Er ist die Verbindung zur internationalen Sicherheit und repräsentiert in den Augen vieler Armeeangehöriger ein „normales“ Militär.¹² Zwar wird er mit einer für viele Armeeangehörige negativ besetzten Form von Aggression und Gewalt assoziiert, seine technologische Vorreiterrolle befreit ihn aber vom Verdacht der Ähnlichkeit mit dem „Soldaten der Kaiserlichen Armee“. Auch diese amerikanische militarisierte Maskulinität ist höchst ambivalent, und persönliche Erfahrungen mit Angehörigen der US-amerikanischen Streitkräfte verschmelzen mit Medienberichten über kriminelle Übergriffe in der Umgebung der amerikanischen Militärbasen sowie Repräsentationen von amerikanischen Soldaten in einschlägigen Hollywoodfilmen.¹³ „Das sind echte Profis“, behauptet ein japanischer Major von seinen amerikanischen „Gegnern“ im gemeinsamen Manöver. „Ja, so sehr Profis, dass sie den Übungsplatz wie ein Schlachtfeld zurücklassen, und wir müssen dann aufräumen, um Unfälle zu vermeiden“, erwidert ein anderer.

Das Ausloten der sehr unterschiedlichen und widersprüchlichen Identifikations- und Dissoziationsfiguren ist heute beinahe ein alltäglicher,

¹² „Der amerikanische Soldat“ steht auch für das, was Karen Kelsky (2001: 188) die „globale phallische Autorität“ genannt hat, die die Fähigkeit zur Kriegsführung des Militärs mit der sexuellen Potenz ihrer Soldaten gleichsetzt. Mit der symbolischen und ideologischen Verknüpfung von militärischer Kapazität und sexueller Potenz habe ich mich an anderer Stelle (Frühstück 2003) beschäftigt.

¹³ Meines Erachtens von deutlich geringerer Bedeutung als die bisher genannten Genderfiguren ist die des „homosexuellen Soldaten“. Die Frage nach der sexuellen Orientierung wird in den Selbstverteidigungsstreitkräften nicht gestellt, da sie – nach offizieller Diktion – als „Privatsache“ verstanden wird. Das Argument der „Privatsphäre“ im Zusammenhang mit sexuellen Gewohnheiten taucht in militärischen Organisationen in einer ganzen Reihe von Formen auf, die vom Ausschluss Homosexueller in den US-amerikanischen Streitkräften bis zur vollen Akzeptanz in vielen europäischen Streitkräften changieren (vgl. Belkin/ Levitt 2001; Belkin/ Embser-Herbert 2002). Das Recht auf diese Privatheit in sexuellen Angelegenheiten in den Selbstverteidigungsstreitkräften impliziert, dass weder bei der Rekrutierung noch zu einem späteren Zeitpunkt Fragen zu sexuellen Angelegenheiten gestellt werden. Diese Regelung bedeutet zwar nicht unbedingt eine explizite Akzeptanz von Homosexuellen in den Selbstverteidigungsstreitkräften, ist aber konsistent mit der Handhabung dieser Frage in weiten Teilen der japanischen Zivilgesellschaft. Ein Oberst der Marine teilte mir in einem Gespräch im Februar 2003 mit, die Selbstverteidigungsstreitkräfte seien nach wie vor mit Maßnahmen gegen sexuelle Belästigung beschäftigt, dass „Homosexualität [als möglicher Grund des Ausschlusses] noch gar nicht zur Debatte steht“.

Sabine Frühstück

automatisierter Teil des Lebens von Armeeangehörigen. Jede Genderfigur verkörpert erstrebenswerte und ablehnungswürdige Charakteristika, die mit Momenten der Identifizierung und solchen der Distanzierung verbunden sind, die von der Organisation der Selbstverteidigungsstreitkräfte und individuellen Armeeangehörigen kontinuierlich manipuliert werden. Die temporäre Identifikation mit den Charakteristika einer Genderfigur – des Angestellten, des Kaiserlichen Soldaten oder des US-Soldaten – mag für Außenstehende mühelos erscheinen. Tatsächlich ist sie jedoch konfliktgeladen und kommt durch mehrere Entscheidungen zu stande. In diesem instabilen Kontext ist nicht eine Genderkonfiguration „wahrer“ (oder „verlogener“) bzw. versteckter (oder offener) als eine andere. Vielmehr ermöglichen oder behindern institutionelle Bedingungen das Hervor- und Zurücktreten der einen zugunsten einer anderen. Die Reibungslosigkeit solcher Transfigurationen wird von einem ganzen Apparat geschriebener und ungeschriebener Gesetze und dem oben beschriebenen, wohldurchdachten Konzept der Öffentlichkeitsarbeit erleichtert oder erschwert. Anstatt eines homogenen und stabilen Gendermodus wird daher von den Armeeangehörigen ein Habitus erwartet, der flexibel, wandelbar und amorph ist. Armeeangehörige sind sich dieser Instabilität ihrer militarisierten Maskulinität sehr bewusst, haben sie sie doch in ihrem Alltag auszuloten. Diese Verwandlungen sind besonders an jenen Orten sichtbar, wo Vorstellungen von Maskulinität und Professionalität zusammentreffen und sich neu konfigurieren: beim Eintritt junger Männer in die Selbstverteidigungsstreitkräfte, bei unspektakulären lokalen Einsätzen wie lokalen Bauprojekten, Großveranstaltungen, nationalen und internationalen Katastrophenschutzmaßnahmen, gemeinsamen Übungen mit US-amerikanischen Truppen, und internationalen friedenserhaltenden Maßnahmen. Ein Armeeangehöriger, der hilft, Sapporo für ein Wintermassensportereignis vorzubereiten, nützt andere Fähigkeiten und kehrt andere Identitätsmerkmale nach außen als einer, der in einem abgelegenen Dorf nach einem Erdbeben Kinder zu einem Ersten-Hilfe-Zelt geleitet. Ein Abteilungsleiter des Verteidigungsamtes in Tōkyō präsentiert sich seiner Umgebung anders als derselbe Mann, als Kommandeur einer Kaserne im ländlichen Shikoku, der sich in einer Bar abends einen Drink genehmigt.

Jenseits dieser individuellen, tagtäglichen Balanceakte verstehen sich die Armeeangehörigen selbst tendenziell im Sinne des „Staatsbürgers in Uniform“, von dem Ute Frevert (2001) in Bezug auf die Soldaten

der Bundeswehr spricht.¹⁴ Im japanischen Kontext spielt der demokratierehaltende Auftrag des deutschen Militärs eine untergeordnete Rolle. Dort – betont Oberstleutnant Kataoka Hiro*, Leiter des Büros für Öffentlichkeitsarbeit des Heeres – steht mehr die „Normalität“ dieser Staatsbürger bei ihrer Hingabe und ihrem Engagement für die demokratische Ordnung im Mittelpunkt: „Wir suchen nach normalen Staatsbürgern. Wir wollen keine Freaks oder Radikale – weder linker noch rechter Prägung.“ Diese (Mittelschicht-)Normalität wird konsequent betont. Porträts von Armeeangehörigen in regionalen Kasernenzeitschriften und -nachrichten, in Newslettern von Veteranenorganisationen und anderen Publikationen für eine militärinterne Leserschaft beschreiben Armeeangehörige überwiegend als „normale Typen“. *Sōyū* (Kamerad), die Monatszeitschrift für Gefreite des siebten Heeresregiments in Fuchiyama, Präfektur Kyōto, stellt beispielsweise über viele Seiten hinweg die eigenen Leute vor: Männer, die sich den Traum eines eigenen Hauses erfüllt haben, Männer mit glücklichen Familien und neugeborenen Babys, Männer mit gewöhnlichen Hobbies wie Malen oder Kochen und Männer, die sich liebevoll um ihre Familien kümmern (*Sōyū* 2001, Bd. 145, Nr. 4).

Auch in Gesprächen mit mir konstituierte sich keine stromlinienförmige, hegemoniale militärische Maskulinität. Ein Offiziersanwärter sprach beispielsweise davon, wie sehr er den Starstatus eines Helden in einem Hollywood-Militärfilm genießen würde, um dann im selben Atemzug General Norman Schwarzkopf,



¹⁴ Diese Ähnlichkeit ist bemerkenswert, da das bundesdeutsche Militär und der vormals westdeutsche Staat völlig anders mit seiner Kriegsschuld umgegangen sind, als man dies von Japan behaupten kann (Fuhr 1996; Schmidt 1997; Kaneko 1998).

Sabine Frühstück

den Vietnam-Freiwilligen Chris Taylor (Charlie Sheens Rolle in Oliver Stones Film *Platoon*, 1986), Captain Karen Walden (Meg Ryans Rolle in Edward Zwicks Film *Courage Under Fire*, 1996) und Captain John Miller (Tom Hanks' Rolle in Steven Spielbergs Film *Saving Private Ryan*, 1998) als Beispiele zu nennen. Ein Offizier mittleren Alters kurz vor seiner Pensionierung hingegen gab seinem Wunsch Ausdruck, die Selbstverteidigungsstreitkräfte mögen mehr soziale Akzeptanz finden und Soldaten würde jener Respekt entgegengebracht, den jeder andere arbeitende Mann in Japan erwarten könne. Ein ebenfalls älterer Major lächelte verlegen, als er mir gestand, er wünsche sich nur, dass bis zu seiner Pensionierung kein Ernstfall eintreten würde. Ein junger Rekrut, der gerade sein Grundtraining absolvierte, wies mit militärischer Zackigkeit von sich, dass die Selbstverteidigungsstreitkräfte ein Militär seien, während ein gleichaltriger Offiziersanwärter stolz darauf war, einem angesehenen Regiment in Hokkaidō zugeteilt zu sein, das seine Reputation einst durch die Nähe zur Sowjetunion gewonnen hatte, weswegen es immer als erstes die neuesten Waffen geliefert bekam und für das härteste Training bekannt war. Ein Oberstleutnant war wiederum stolz darauf, als „Mutter“ seiner Einheit gemocht zu werden, während manche seiner Kameraden offen kritisierten, dass die jungen Rekruten „nicht ausreichend mit dem Prinzip der Selbstaufopferung zum Wohl der Nation“ vertraut gemacht würden.

Schlussbemerkungen

Bis vor wenigen Jahren ähnelte das Japan der Nachkriegszeit Roland Barthes' (1981 [1970]: 47-50) Vision von Tôkyô als einer Stadt mit einem Zentrum, das leer und unsichtbar ist. Hier gab es einen Nationalstaat mit einem der mächtigsten militärischen Organisationen der Welt, der es gelungen war weitgehend unsichtbar zu bleiben, und über die kaum jemals gesprochen worden war. Das Ende des kalten Krieges, Japans Rolle im Golfkrieg, der jüngste Einsatz im Irak und damit zusammenhängende interne Debatten haben einerseits dazu beigetragen, die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf das Militär zu lenken, und andererseits das hier zur Diskussion stehende Spannungsverhältnis zwischen institutioneller Selbstdarstellung und individuellen Soldatenidentitäten offen zu legen. Die Bereitschaft der Produzenten der Populärkultur, ex-

plizit nicht bloß militärische Organisationen und Kriege, sondern auch die Selbstverteidigungsstreitkräfte und ihre Missionen zu fiktionalisieren, mag als Indikator für diese Entwicklungen gelten.

Die kollektive Identität der Selbstverteidigungsstreitkräfte ist heute mit großer Wahrscheinlichkeit mehr durch die Vergangenheit der Kaiserlichen Armee und der unzureichenden Beschäftigung Japans mit seiner Kriegsschuld belastet als in irgendeinem anderen Militär. Im Gegensatz zu vielen anderen Streitkräften demokratischer Länder war das japanische Militär darüber hinaus seit seiner Gründung im Jahr 1954 nie direkt in einen militärischen Konflikt involviert, wodurch ihm die ständige Reproduktion der kriegerischen Maskulinität als primäre Identifikationsfigur versagt geblieben ist. Die Unsicherheit in Bezug darauf, wie militärische Maskulinitäten zu verkörpern seien, ist aber keineswegs ein Problem, mit dem nur die Selbstverteidigungsstreitkräfte zu kämpfen haben. Vielmehr haben im Zuge der Multiplikation akzeptierter Soldatentypen militärische Organisationen weltweit zunehmend dem Druck nachgegeben, bis dahin marginalisierte Gruppen wie ethnische Minderheiten, Frauen und Homosexuelle zu integrieren. Gleichzeitig haben sie immer mehr in vehemente Öffentlichkeitsarbeit investiert, um sich auch in einer dem Militär gegenüber immer kritischer eingestellten Welt nach dem kalten Krieg zu legitimieren (vgl. Burk 1998). Diese umfassenden Veränderungen haben die Vorstellung von einer einzigen idealen Maskulinität, die einst mit dem Kampfsoldaten assoziiert war, destabilisiert. Über diese globalen Entwicklungen hinaus hat das japanische Militär aufgrund des Artikels 9 der Verfassung einen besonderen Legitimationsbedarf. Dieser hat dazu beigetragen, dass sowohl die PR-Kampagnen als auch die Soldaten in ihren Selbstaussagen jeden Hinweis auf die Nation und den Nationalstaat Japan unterdrücken. Dies ist insbesondere deshalb ein bemerkenswertes Phänomen, weil die Selbstverteidigungsstreitkräfte zunehmend an internationalen Missionen teilnehmen, wo sie normalerweise mit UN-Mandat als Teil internationaler Truppen agieren. Die erstmalige Entsendung einer wenige hundert Mann starken japanischen Einheit in ein Kriegsgebiet im Irak im Jahr 2004 (wenngleich noch ohne UN-Mandat) hat in Japan und seinen Nachbarstaaten, vor allem den vormaligen Kolonien, latente Debatten neu entfacht, die starke historische Bezüge haben und von der Sorge um einen schwelenden Neonationalismus getrieben sind. Laut dem Weißbuch für Verteidigung 2005 sind japanische Heeresangehörige im Irak unter anderem damit

Sabine Frühstück

beschäftigt, Kindern Origami und japanisches Bildertheater (*kamishibai*) beizubringen (Bōeichō 2006). Der neue japanische militärische „Heroismus“ liegt auch dort im Alltäglichen, selbst wenn dem PR-Apparat im Verteidigungsamt entgangen zu sein scheint, dass es sich bei visuellen Repräsentationen von Soldaten mit Kindern um einen altbewährten Propagandatopos handelt, der schon in den Kinderzeitschriften und -büchern der dreißiger und vierziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts ausgebeutet worden war (vgl. Frühstück 2005; 2006). Eindeutig ist jedenfalls, dass sich individuelle Soldaten vor dem Hintergrund der Widersprüchlichkeit der Selbstdarstellungsbemühungen der Selbstverteidigungsstreitkräfte als Organisation und ihren je eigenen Berufs- und Alltagserfahrungen in und außerhalb der Kasernen der Instabilität ihres Status als Soldaten, ihrer Identität als Militärangehörige und ihrer Position innerhalb einer virtuellen Maskulinitätshierarchie, die sowohl das Militär als auch die Gesellschaft durchzieht, durchaus bewusst sind. Soldaten in Japan fühlen sich nicht wohl in ihrer Haut. Und möglicherweise ist das ganz gut so.

Literatur

- Belkin, Aaron u. Melissa Levitt** (2001): „Homosexuality and the Israel Defense Forces: Did lifting the gay ban undermine military performance?“ In: Armed Forces & Society 27 (4), S. 541-565.
- Belkin, Aaron u. Melissa Sheridan Embser-Herbert** (2002): „A modest proposal: Privacy as a flawed rationale for the exclusion of gays and lesbians from the U.S. military“. In: International Security 27 (2), S. 178-197.
- Ben-Ari, Eyal u. Sabine Frühstück** (2003): „The celebration of violence: A live-fire demonstration carried out by Japan's contemporary military“. In: American Ethnologist 30 (4), S. 538-553.
- Bōeichō** (2001): Heisei 13-nenban Bōei hakusho: Defense of Japan 2001 [Jahresausgabe Heisei 13: Japans Verteidigung – Verteidigungsweißbuch]. Tōkyō: Bōeichō.
- Dass. (2004): Heisei 16-nenban manga de yomu bōei hakusho [Jahresausgabe Heisei 16: Das Verteidigungs-weißbuch in Comicformat lesen]. Tōkyō: Bōeichō.
- Dass. (2005): Heisei 17-nenban Bōei hakusho: Defense of Japan 2005 [Jahresausgabe Heisei 17: Japans Verteidigung – Verteidigungsweißbuch] Tōkyō: Bōeichō.
- Dass. (2006): Heisei 18-nenban: Nihon no bōei – bōei hakusho [Jahresausgabe Heisei 18: Japans Verteidigung - Verteidigungsweißbuch]. Tōkyō: Bōeichō.
- Burk, James** (1998): „Introduction, 1998: ten years of new times“. In: Burk, James (ed.): The adaptive military: Armed forces in a turbulent world. New Brunswick, London: Transaction Publishers.
- Butler, Judith** (1995): „Melancholy, gender/refused identification“. In: Brian Wallis u. Simon Watson Maurice Berger: Constructing Masculinity. New York und London: Routledge, S. 21-36.
- Connell, R. W.** (1995): Masculinities. Berkeley: University of California Press.
- Frevert, Ute** (2001): Die kasernierte Nation: Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland. München: Verlag C. H. Beck.

J-Militarisierung: „Go, go Peace!“

- Frühstück, Sabine** (2003): Colonizing sex: Sexology and social control in modern Japan. Berkeley: University of California Press.
- Dies. (2005): „Von Männern, Tauben und Kirschblüten: Kollektives Gedenken in Militärmuseen“. In: Domenig, Roland, Susanne Formanek u. Wolfram Manzenreiter: Über Japan denken, Japan überdenken. Festschrift für Sepp Linhart zum 60. Geburtstag. Münster: Lit Verlag.
- Dies. (2006): „On the militarization of Japan's imperial culture“. In: Tschudin, Jean-Jacques u. Claude Hamon (Hg): A world by itself: Aesthetics and social control in 1930s Japan. Find publisher on earlier volume. Paris.
- Dies. (2007): Uneasy warriors: Gender, memory and popular culture in the Japanese army. Berkeley: University of California Press.
- Frühstück, Sabine u. Eyal Ben-Ari** (2002): „Now we show it all! Normalization and the management of violence in Japan's armed forces“. In: Journal of Japanese Studies 28 (1): 1-39.
- Fuhrt, Volker** (1996): „Von der Bundesrepublik lernen? Der Vergleich mit Deutschland in der japanischen Diskussion über Kriegsschuld und Vergangenheitsbewältigung“. In: Deutsches Institut für Japanstudien (Hg): Japanstudien 8, S. 337-353.
- Goldstein, Joshua S.** (2001): War and gender. Cambridge: Cambridge University Press.
- Halloran, Richard** (1994): „Is Japan a military threat to Asia?“ In: Arms Control Today 24, S. 12-17.
- Hook, Glenn D** (1996): Militarization and demilitarization in contemporary Japan. London and New York: Routledge.
- Hook, Glenn D. u. Gavan McCormack** (2001): Japan's contested constitution: Documents and analysis. London: Routledge.
- Inoue, Kyoko** (1991): MacArthur's Japanese constitution. Chicago: University of Chicago Press.
- Kaneko, Martin** (1998): „Daigaku no sensō - sengo sekinin to ‘Taiheiyo sensōka no seishun’-ten ni tsuite“ [Der Krieg der Universitäten – Nachkriegsverantwortung und die Ausstellung Jugend während des Pazifischen Krieges]. In: Nihon Joshi Daigaku Ningenshakaigakubu Kiyô 8, S. 101-126.
- Kelsky, Karen** (2001): Women on the verge: Japanese women, Western dreams. Durham: Duke University Press.
- Kühne, Thomas** (2000): „‘Friedenskultur’, Zeitgeschichte, historische Friedensforschung“. In: Kühne, Thomas (Hg): Von der Kriegskultur zur Friedenskultur? Zum Mentalitätswandel in Deutschland seit 1945. Münster: Lit Verlag.
- Maase, Kaspar** (2000): „Give peace a chance“ – Massenkultur und Mentalitätswandel: Eine Problem-skizze“. In: Kühne, Thomas (Hg): Von der Kriegskultur zur Friedenskultur? Zum Mentalitätswandel in Deutschland seit 1945. Münster: Lit Verlag.
- Matsumoto, Reiji** (1998): „Manga to jieitai“ [Comics und die Selbstverteidigungsstreitkräfte]. In: Securitarian 2, S.11-16.
- Miller, Laura L. u. Charles Moskos** (1995): „Humanitarians or warriors? Race, gender, and combat status in Operation Restore Hope“. In: Armed Forces & Society 21 (4), S. 615-637.
- Naikaku Sôri Daijin Kanbô Kôhô-shitsu** (2001): Yoron chôsa nenkan [Annual compilation of opinion surveys]. Naikaku Sôri Daijin Kanbô Kôhô-shitsu.
- Nakar, Eldad** (2003): „Memories of pilots and planes: World War II in Japanese manga, 1957-1967“. In: Social Science Journal Japan 6 (1), S. 57-76.
- Napier, Susan** (2001): Anime: from Akira to Princess Mononoke. New York: Palgrave, S. 175-192.
- Dies. (2005): „World War II as trauma, memory and fantasy in Japanese animation“. In: Japan Focus, <http://japanfocus.org/article.asp?id=298> (letzter Zugriff 31.05.2005).
- Ômori, Kazuki** (1998): „Eizô to jieitai“ [Bilder und Selbstverteidigungsstreitkräfte]. In: Securitarian 2, S. 17-21.
- Rikujô jieitai** (Hg) (1998): We are Rikujô jieitai: catch your dream [Wir sind die Bodenselbstverteidigungsstreitkräfte: Catch your dream]. Tôkyô: Rikujô bakuryô kanbu kôhôshitsu.

Sabine Frühstück

- Roberson, James E. u. Suzuki Nobue** (2000): „Introduction“. In: Roberson, James E. u. Suzuki Nobue (Hg.): Men and masculinities in contemporary Japan: Dislocating the salaryman doxa. London: Routledge.
- Satô, Fumika** (2005): „Jieitai o meguru jendâ hyôzô: ,ôen suru onna‘ to ,mamoru onna‘ no aida de“ [Genderbilder im Zusammenhang mit den Selbstverteidigungskräften: zwischen „ermunternden und schützenden Frauen“]. In: *Image & Gender* 5, S. 70-82.
- Saitô, Minako** (2003) [2001]: Kôittenron [Darüber, das einzige Mädchen in einer Gruppe von Männern zu sein]. Tôkyô: Chikuma bunkô.
- Schmidt, Petra** (1997): „Wiedergutmachung in Japan“. In: Nachrichten der Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens 161-162, S. 135-168.
- Schodt, Frederik L.** (2004) [1996]: Dreamland Japan: Writing on modern manga. Berkeley: Stone Bridge Press.
- Seo, Tetsushi** (2001): „Masumedia ni miru danseizô“ [Repräsentationen von Männern in den Massenmedien]. In: Itô, Satoru, Murase Yukihiro u. Asai Haruo (Hg.): Nihon no otoko wa doko kara kite, doko e iku no ka? [Woher sind Japans Männer gekommen? Wohin gehen sie?]. Tôkyô: Jûgatsusha, S. 15-169.
- Shimada Yoshiko** (2002): Escape from oneself: Jieitai no onna [Escape from oneself: The women of the Sdf]. Ota Fine Arts.
- Tomonaga, Taro** (1991): Pikurusu ôji: Heiwa e no tabi [Prince Pickles: The journey to peace]. Bôeichô.
- Tsutsui, William** (2004): Godzilla on my mind: Fifty years of the King of Monsters. New York: Palgrave Mcmillan.
- Ueno, Chizuko** (1998): „Josei heishi no kôchiku“ [The construction of female soldiers]. In: Ehara, Yumiko (Hg.): Sei bôryoku nêshon [Sexuality, violence, nation]. Tôkyô: Keiso shobô, S. 3-30.
- Yoshida, Toshihiru** (2003): „Are Sdf soldiers pawns to be sacrificed?“, trans. Atsuko Nelson and Christopher Nelson. Sekai (November): www.japanfocus.org/096.html.
- Zaidan Hôjin Bôei Kôsaikai/Securitarian** (2004): Manga de yomu: Heisei 16-nenban bôei hakusho [Reading the 2004 defense white paper in comic format], ill. Kiribayashi Chitose. Zaidan Hôjin Bôei Kôsaikai/Securitarian in collaboration with the Defense Agency.

